Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 18

Artikel: Das Deutschland des Krieges [Schluss]

Autor: Eberlein, Gustav W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636151

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dazu wurden noch drei geschichtlich beglaubigte Begebenheiten in der nach der Auffassung des Künstlers und der Volksüberlieferung „verewigt“:

1. Der Schwur im Rütli,
2. Die Schlacht am Morgarten, und
3. Die Schlacht bei Sempach.

Nach der Beschreibung Rahns waren die Fresken kurz vor Abbruch der Kapelle in schlechtem Zustande. Es galt nun neue, dem damaligen Stand der Malerei entsprechende Fresken für eine neue Kapelle zu schaffen. Im Jahre 1876 eröffnete der Schweiz. Kunstverein einen Preiswettbewerb. Von den 16 eingelangten Konkurrenzarbeiten erhielten die Entwürfe von Stückelberg den ersten, von Balmer den zweiten Preis. Nach eifrigen Personen- und Landschaftsstudien im Lande selbst vollendete der Künstler sein mit so viel Liebe und feinem Kunstsinn durchsonntes Werk.

Alle Jahre pilgern Tausende von Schweizern jeden Alters zum Altar des Vaterlandes in der Tellskapelle. Noch ganz bezaubert von der edlen Farben- und Formenschönheit der Stückelbergfresken betreten sie ehrfurchtsvoll das „stille Gelände am See“, die Wiege unserer Freiheit, der von den Vätern durch Sturm und Drang der Zeiten vererbten Freiheit, die wir in unsern ernsten Tagen ganz besonders lieben und mit unvermindertem Opfermut schützen werden, sobald sie in Gefahr steht.

Das Deutschland des Krieges.

Von Gustav W. Eberlein.

I. Das doppelte Gesicht.

(Schluß.)

Neben den deutschen Depeschen stehen wortgetreu die französischen und russischen amtlichen Berichte, Preßstimmen der feindlichen Staaten werden zitiert, und so erstehen zum Teil mustergültige Nachrichtenblätter von einer Objektivität, die von überzeugten Patrioten bereits angefochten wird, „weil neutral zu sein die Aufgabe der Presse eines kriegführenden Staates nicht sein kann und darf.“ Da die deutsche Gründlichkeit und Wahrheitsliebe sich aber recht häufig bis zum Mißtrauen ins eigene Können und zur Ueberschätzung der gegnerischen Fähigkeiten versteigt, so hängt im Café neben der „Deutschen Tageszeitung“ friedlich der „Matin“. Von einem einseitigen Unterrichten der Oeffentlichkeit kann also nicht die Rede sein. Unfaßbar scheint jedem Deutschen der Gedanke, man verhehle ihm etwas, verschleiere die Lage. Nur in diesem Falle kann ich mir eine Auflehnung des Volkes gegen die Regierung vorstellen. In ihm wurzelt mit einer jede Diskussion ausschließenden Selbstverständlichkeit die Gewißheit des Sieges; wen ich auch sprach, Würdenträger wie Fabrikarbeiter, lächelte jeden Zweifel einfach nieder. Keiner, der um den Preis eines faulen Friedens das Ende des Krieges herbeisehnt. Man hat sich an den Krieg gewöhnt, die Opfer schrecken nicht. Je größer sie sind, um so vernichtender müssen die Feinde geschlagen werden. Das ist das Kriegsziel nach der Meinung der überwiegenden Volksmehrheit und sie befindet sich damit im Einklang mit der Regierung, im Gegensatz zu den Erörterungen über „Die Erörterung des Kriegsziels“ in einigen führenden Tageszeitungen, deren Polemik man nicht ernster zu nehmen braucht, als das Kannegießern der Bierpolitiker.

Dieser harmlose Meinungsaustausch läßt sich wirklich nur als klaffender Riß in der vielgerühmten deutschen Einigkeit auslegen, wenn man weit vom Schuß ist.

Und Liebknecht? Ledebour? erheben sich höhnische Finger. Die Zetkin und Luxemburg dreingebend, erbaut sich nicht bloß der Stammtisch an diesem dankbaren „inneren“ Witzblattfutter, nachdem der burgfriedenhaltende Zeichenstift ein halbes Jahr lang sein Mütchen nur am Siebenverband kühlen hatte dürfen. Wie fleckenlos der Frühlingshimmel ist, das sieht man erst dann, wenn ein einziges winziges Wölkchen dagegensteht.

Wie in jedem Millionenheer ein paar Gewohnheitsverbrecher mitlaufen, deren Schandtaten man nicht der Armee oder gar dem ganzen Volk zur Last legen darf, so gibt es auch in Deutschland zwischen den Fronten erbärmliche Kreaturen, denen das Blut der besten Söhne des Landes gerade gut genug ist, es auf ihre Goldmühle zu leiten. Unter den Heereslieferanten wurden einige räudige Schafe gebrandmarkt, die mit der Linken fremdsprachige Firmenschilder herunterrissen und mit der Rechten dem Feinde Kriegsmaterial lieferten, darum wachen jetzt scharfe Augen über den Inseratenteil der Zeitungen. In dem weiten und tiefen Meer der deutschen Opferfreudigkeit kommen solche Sumpfgiftlinge begreiflicherweise gar nicht zur Geltung. So wenig wie die in jeder Nation vorhandene Schicht der Kleinen und Kleinsten, die aus Unverständnis alles über ihren Horizont Erhabene bekritteln. Von der Nörglersorte, die nicht zur Ruhe kommen kann, weil das Brot um ein paar Rappen in einer Zeit aufgeschlagen hat, wo die alte Erde aus den Fugen zu gehen droht, sollen ja auch bei Mutter Helvetia ein paar Exemplare hausen. Wer würde daraufhin zu behaupten wagen, die Schweiz leide Hunger oder der Geist der Unzufriedenheit gehe um? Und doch las man so von ihr — wie man es jetzt noch von Deutschland liest. Von Not ganz zu schweigen, war selbst das Schlagwort „Ostern ohne Kuchen“ nur eine verfehlte Spekulation auf das Volk, das auszog, das Gruseln zu lernen. Schon den feldgrauen Osterurlaubern flogen die schönsten Gugelhopfe in den Eisenbahnwagen und die Zuckerbäcker brachten statt der üblichen Backschablone die Backkunst wieder zu üppigster Ehre. Wo ich einkehrte, bei „gutbürgerlichen, besseren und feinen Familien“ — überall dampfende Schüsseln. Ich guckte den Bauern in den Topf und fand nicht bloß am Sonntag ein Huhn darin, ich steckte meine Nase (der Feldwebel gebrauchte einen stärkeren Ausdruck) in die Soldatenküchen und erwitterte gebackene Karpfen, Eier und frisches Gemüse.

Drei blutjunge Krüppel stehen, auf ihre Krücken gestützt, das leere Uniformbein hochgeschlagen, auf dem Marktplatz eines kleinen bayerischen Städtchens. Da erwacht der Statistiker, zählt, addiert, multipliziert mit den Tausenden deutscher Städte, rundet ab und setzt die grausige Summe seinen gläubigen Lesern vor. Denen fällt an Hand dieses unumstößlichen Faktors nun auch die Rechnung, welche Deutschlands baldigen Soldatenmangel ergeben soll, nicht mehr schwer. Glücklicherweise lügt in diesem Krieg, so lang er noch im Gange ist, niemand so dick wie die Statistik. Gewiß, die verwundeten Soldaten sind das Einzige, was man in Friedenszeiten auf deutschen Straßen nicht sah, aber am Riesenmaß dieses Krieges gegen drei Fronten gemessen, bleibt die Zahl der Schlachtopfer weit hinter der geschätzten zurück, und wenn Mars zu den Städten und kleinsten Garnisonen herabgestiegen ist, so erkennt man das viel eher an den Unmassen von frischen, jungen Soldaten: niemals vorher sah man das bürgerliche Element der Straße so durchsetzt mit Militär. Sechs neue Armeekorps sind in den letzten Tagen fortgezogen, weitere Scharen sehnen mit Ungeduld den Tag des Abmarsches heran. Unzählbare harren in den alten Uniformen aller Farben (die feldgraue, das Brautkleid zur blutigen Hochzeit, liegt erst für die Ausziehenden bereit),

ihrer weiteren Ausbildung, und was übrigbleibt von den Wehrmännern, das sind — Urlauber. Während die Osterschlachten im Osten und Westen brüllend wogten, keilten sich die Bahnzüge voll mit aus der Front Beurlaubten! Auffälliger kann das deutsche Heer seine unvergleichliche Organisation den Daheimgebliebenen nicht verraten, die sich ihrerseits sagen dürfen: Es muß also gut stehen!

Einige Frauen schicken ihrem bärtigen Landwehrmann Klagebriefe über die Petroleumnot in den Schützengräben, Millionen dagegen kennen und tun ihre Pflicht, stumm zu tragen, lächelnd zu helfen. Sie schmettert ein armseliges, von fremder Hand auf die Rückseite eines zerknitterten Briefes geschriebenes Wörtlein am Morgen zu Boden, am Nachmittag holen sie sich Verwundete zum Tee, durchwachen die kummervollen Nächte am Bette eines Niegekannten. Gewiß, derer sind nicht wenige, denen die weiße Haube zum Genferkreuz so kokett steht, daß sie sich vor allem in der „Illustrierten" sehen möchten — die fallen natürlich auf. Und warum? — Weil sie aus dem Rahmen fallen. Von den Heldinnen des Alltags spricht man kaum.

Es gibt Leute, nicht selten sind die Federhelden darunter, die sehen bloß, was aus dem Rahmen fällt. Weniger vielleicht deshalb, weil sie die Dinge durch eine bestimmte Brille betrachten, als infolge jener Lässigkeit im Beobachten, die, schon für den Alltag verwerflich, in dieser furchtbaren Zeit der Völkerdämmerung größere Gefahren heraufbeschwört, als nur die eine persönliche, dem Splitterrichtertum zu verfallen. Diese Historiker der Oberfläche erzählen uns von einem drakonischen Gesetz zum Sammeln der Küchenabfälle und vergessen über diesem schauerlichen Menetekel das Armeleute-Geschenk der neun Milliarden; sie spotten über den Schaufensterkitch der Pappdeckelgranaten mit Bonbons und horchen nicht an die Werkstätte der Großen, daher noch Schweigsamen im Reiche der Kunst; sie kolportieren gutmütige Witze über die Donauverbündeten als schwere Zerwürfnisse und lassen einen Flaumacher Modell stehen; sie notieren begierig einem Spießer die wahrheitsgetreuen Worte vom Mund ab, der und der Offizier sei von seinen eigenen Leuten hinterrücks erschossen worden, verschließen aber die Augen vor der blühenden Jugend mit dem Lachemund, die fürs Vaterland singend stürmt und fällt.

Wer aus der Schweiz nach Deutschland kommt, erkennt: Es liegt nicht so sehr daran, w a s man sieht, sondern w i e man sieht.

Aus „Meine frühesten Erlebnisse" von Carl Spitteler.

Verlegt bei Eugen Diederich in Jena.

Die Betzeitglocke.

Als mein Brüderchen so weit war, daß er nachts keine Pflege mehr bedurfte, wurde uns Kindern ein besonderes Schlafstübchen angewiesen, hinten hinaus gegen das Läublein, den Hof und das Brauhaus. Ich erinnere mich noch genau, wie ich am ersten Abend nach dem Umzug verwundert durch das Fenster das düstere Brauhaus musterte und in Gedanken zu mir sagte: „So! angesichts dieses finsteren Ungeheuers wird also fortan dein Leben dahinlaufen. Merkwürdig, sonderbar. Eigentlich nicht schön das Brauhaus, und außer ihm sieht man ja nichts."

In diesem neuen Schlafstüblein nun gab es jeden Abend beim Auskleiden ein ausgelassenes Freuden- und Freundschaftslustspiel mit Jauchzen, Lachen und Strampeln. Nämlich zum Auskleide- und Waschgeschäft vereinigten sich um uns die drei Liebsten aller Lieben: die Großmutter, Mama und Agathe. Agahte hieß unser Dienst- und Kindermädchen. Die stammte aus dem badischen Schwarzwald, war ein hübsches, stattliches Geschöpf und uns Kindern treu zugetan. Nach der zärtlichen, ich möchte fast sagen, jubelnden Anhänglichkeit zu schließen, die sie uns einflößte, muß sie ein ganz außerordentlich treffliches Kindermädchen gewesen sein. Agathe war uns unentbehrlich, bedeutete uns für sich allein eine ganze Heimat. Galt es in der Folge einen Wohnungswechsel oder eine Auswanderung, so genügte der eine Satz: „Agathe kommt mit", um uns mit der Veränderung zufriedenzustellen.

Der Freudensturm beim Auskleiden und Waschen mag wohl zum Teil körperliche Ursachen gehabt haben: überschüssiges Gesundheitsgefühl, gereizt durch die Nacktheit und das Wasserplatschen; Hauptsache war indessen das dreifache Freundschaftsglück, die Liebesversammlung.

Unterdessen lag schon der Schlaf in den Betten, uns erwartend. Und kaum waren wir zur Ruhe gelegt, so senkten sich die Lider. Aber nachdem Agathe sich entfernt, die Mutter uns sorgsam zugebettet und mit Gruß und Kuß gesegnet hatte, unersättlich, zu immer neuen Malen, geschah zuweilen noch ein Nachspiel, indem die Großmutter ins Stübchen zurückgeschlichen kam und den bereits halb Schlafenden ein frommes Sprüchlein vormurmelte, das wir ihr nachsprechen sollten. Es kam vor, daß im nämlichen Augenblick die ferne Betzeitglocke leise ertönte. Ihr Ton ist nie in meinem Herzen verklungen, weil er zum Abendsprüchlein der Großmutter das Schlummerlied sang.

In der Kirche.

Wenn ich ihr versprechen wolle, ruhig sitzen zu bleiben und kein Wörtlein zu reden, außer höchstens ganz leise, so dürfe ich mit ihr in die Kirche kommen, sagte Agathe. Zwar fehlte mir jede Ahnung, was einen dort erwartete, ich hatte bisher gemeint, die Kirche diene einzig dazu, daß die Störche ihr Nest darauf bauten. Allein der Erlaubniston, mit dem sie es sagte, klang nach einem bevorstehenden Genuß, überhaupt war ich immer willens, etwas Neues zu erleben. Also versprach ich still und fromm auszuhalten.

In der Kirche befiel mich zunächst ein gewaltiges Staunen über den ungeheuer großen, hohen, leeren Raum, der weder einem Wohnzimmer, noch einer Wirtsstube glich, am ehesten noch dem Brauhause des Götti, aber auch das eigentlich nicht recht, denn im Brauhause war es finster und hier war es hell, im Brauhause standen Kessel und hier Bänke.

Wie sich meine Augen dann allmählich eingewöhnt hatten, erblickte ich plötzlich an der Seitenwand etwas Entzückendes: prachtvolle Fenster, hoch und schmal, mit märchenhaft schönen farbigen Scheiben darin. An diesen Fenstern blieb mein Blick bewundernd hangen. Wenn ich nicht Agathe neben mir gespürt und nicht gewußt hätte, daß draußen vor der Tür das Städtchen Liestal warte, so hätte ich gemeint, ich wäre im Himmel. Horch! mit einmal begannen die himmlischen Fensterscheiben noch Musik zu machen, und zwar solch eine beglückend wohllautende Musik, daß man ganz selig davon wurde. Eine Unmasse Töne auf einmal, und jeder Ton schön, und alle die schönen Töne waren befreundet miteinander. Ich erriet, warum so viele Töne sangen: die Fensterscheiben waren verschieden gefärbt; darum hatte jede ihren eigenen besonderen Ton. Aber als nun die Musik immer anders klang, während die Fensterscheiben sich gleich blieben, überstieg dieses Wunder mein Verständnis: sind die musizierenden Fenster denn heimlich belebt? oder schweben am Ende Engel dahinter, welche unsichtbar durch die Fensterscheiben in die Kirche herein sangen?

Da hieß mich Agathe den Kopf umdrehen und deutete nach einem riesigen gold- und silberfunkelnden Gestell hinter mir, oben in der Kirche; „Orgel" nannte sie das, und jetzt begriff ich, daß die Musik nicht von den Fenstern kam, sondern von der „Orgel".